



1925-12-11

Akademietheater. „Candida“ von Bernhard Shaw. – Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Regine Altmann

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [Dramatic Literature, Criticism and Theory Commons](#), and the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251211&seite=8&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Altmann, Regine, "Akademietheater. „Candida“ von Bernhard Shaw. – Deutsch von Siegfried Trebitsch." (1925). *Essays*. 20.
http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/20

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Akademietheater.

„Candida“ von Bernhard Shaw. - Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Die alte Erfahrung, daß auf dem Theater nur eine einzige Form der Unsterblichkeit gibt: die der Rolle, hat sich gestern an dieser Bühne neuerdings bewährt. Man gab „Candida“, eines der zartesten und zugleich wärmsten Stücke von Bernard Shaw, das seinen Dichter von der liebenswürdigen Seite zeigt, weil in ihm, wie kaum in einem anderen, das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz hergestellt ist. Der Kopf – diese trotz allem, was Herbert Gutenberg in seinem eben erschienenen „Gegen-Shaw“ vorbringt, höchsttragende Geistesantenne der heutigen Welt – ragt auch in diesem jungen Lustspiel unverkennbar hervor und – überragt es. Aber sein Gesicht ist von einer feinen Röte überhaucht, die aus dem Herzen aussteigt aus einem liebenden Herzen. „Candida“ ist das liebenswürdigste unter Bernard Shaws Stücken geblieben, weil es sein liebendstes, ja sein verliebtestes von Anfang an gewesen ist. Und zwar ist er, wie jeder merkt, in Candida verliebt, von der alle Wärme ausstrahlt. Candida ist ein Schatz. Sie ist schön und klug, sie ist gut und fein, und sie ist alles das in einem märchenhaften Grade. Aber bei alldem wirkt sie in jedem Augenblick ihres Bühnendaseins willkommen natürlich, ja selbstverständlich. Sie ist: und oben darum ist sie auch eine so schöne Rolle: weil eine Rolle auf dem Theater immer nur ist, was noch etwas mehr ist als eine Rolle.

Und so spielt Frau *Wohlgemuth* die Candida. Sie hat sie schon vor ein paar Jahren dem Publikum und den Nennern zu Dank verkörpert und sie meistert sie heute noch viel meisterlicher. Der Augenblick, in dem Candida am Schlusse des Stückes von ihrem allzu jungen Dichter in Gegenwart des Gatten Abschied nimmt, indem sie ihn auffordert, aus den Worten: „Wenn ich dreißig bin, wird sie fünfundsiebzig sein: wenn ich sechzig bin, wird sie fünfundsiebzig sein...“ ein Gedicht zu machen: dieser schönste Augenblick dieser Dichtung, in dem sie selbst zum Gedicht wird, ist heute, in der Darstellung der Wohlgemuth, etwas dunkler umrandet, etwas tiefer gekerbt als ehemals. Alles andere aber ist geblieben: die humorvolle Mütterlichkeit, die ungezierte Damenhaftigkeit, die Reinheit, der Adel, die Güte. Shaws „Candida“ ist ja im Grunde ein sublimiertes Ehebruchstück. Aber wie Frau Wohlgemuth die Candida spielt, ist es nur eine sublimierte Rechtfertigung des Begriffes der Ehe. Was sich zur Begründung und Entschuldigung dieser Einrichtung vorbringen läßt, faßt die Darstellerin aus lieblichste zur Gestalt zusammen.

Der neustudierten Vorstellung ist auch, von der Hauptdarstellerin abgesehen, fast nur Gutes nachzusagen. Herr *Marr* spielt den ahnungslos selbstgefälligen englischen Pfarrherrn, der erst in seiner Selbstgefälligkeit erschüttert werden muß, um die Liebe Candidas zurückzugewinnen, mit jener sonoren Ahnungslosigkeit und treuherzigen Ichseligkeit, die solchen Männern eigen ist. Frau *Retty* und Herr *Maierhofer* sorgen in ihren charakteristisch ausgearbeiteten Nebenrollen für die derbere Lustigkeit; für die feinere sorgt Herr *Schmidt*, der seinem schüchternen Hilfspfarrer Mill ein sehr lebensähnliches und sympathisches Gesicht aufsetzt. Der junge Dichter Marchbanks schließlich sieht in der Darstellung des Herrn *Lohner* äußerlich dem Maler Anselm Feuerbach ähnlich: innerlich bekennt er sich, mit einer unmittelbar überzeugenden Echtheit, zur Gegenwart. Einige Übertreibungen abgerechnet, zu denen ihn die hie und da etwas überspitzte Regie verleitet haben mag, ist auch er fast vollendet... Das Akademietheater, von dem man einmal nicht gerade zu seinem Vergnügen las, daß es „das leichtere Genre“ zu pflegen berufen sei, zeigt sich in dieser wohlabgetönten, trefflich ausgearbeiteten Aufführung der „Candida“ als das berufene Kammerspielhaus des Burgtheaters. Das sollte es öfter, nein; immer sein.

R.A.

Akademie-theater.

„Candida“ von Bernhard Shaw. — Deutsch von Siegfried Trebitzsch.

Die alte Erfahrung, daß es auf dem Theater nur eine einzige Form der Unsterblichkeit gibt: die der Hölle, hat sich gestern an dieser Bühne neuerdunge bewährt. Man gab „Candida“, eines der zartesten und zugleich wärmsten Stücke von Bernard Shaw, das seinen Dichter von der liebenswürdigsten Seite zeigt, wenn in ihm, wie kaum in einem anderen, das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz hergestellt ist. Der Kopf — diese trotz allem, was Herr von Cuienberg in seinem eben erschienenen „Gegen-Schau“ vorbringt, höchsttragende Gesichtsanzeige der heutigen Welt — ragt auch in diesem jungen Lustspiel unerkennbar hervor und — überragt es. Aber sein Gesicht ist von einer feinen Röthe überhaucht, die aus dem Herzen aufsteigt aus einem liebenden Herzen. „Candida“ ist das liebenswürdigste unter Bernard Shaws Stücken geblieben, weil es sein liebendstes, ja sein verliebtestes von Anfang an gewesen ist. Und zwar ist er, wie jeder merkt, in Candida verliebt, von der alle Wärme ausstrahlt. Candida ist ein Schatz. Sie ist schön und klug, sie ist gut und fein, und sie ist alles das in einem märchenhaften Grade. Aber bei alledem wirkt sie in jedem Augenblick ihres Bühnendaseins vollkommen natürlich; ja selbstverständlich. Sie ist; und eben darum ist sie auch eine so schöne Rolle: weil eine Rolle auf dem Theater immer nur ist, was noch etwas mehr ist als eine Rolle.

Und so, wie es Trebitzsch in seiner Uebersetzung

Und so spielt Frau Wohlgemuth die Candida. Sie hat sie schon vor ein paar Jahren dem Publikum und den Kennern zu Dank verkorperert und sie meistert sie heute noch viel meisterlicher. Der Augenblick, in dem Candida am Schlusse des Stückes von ihrem allzu jungen Dichter in Gegenwart des Vaters Abschied nimmt, indem sie ihn auffordert, aus den Worten: „Wenn ich dreißig bin, wird sie fünfundsiebzig sein; wenn ich sechzig bin, wird sie fünfundsiebzig sein . . .“ ein Gedicht zu machen: dieser schönste Augenblick dieser Dichtung, in dem sie selbst zum Gedicht wird, ist heute, in der Darstellung der Wohlgemuth, etwas dunkler umrandet, etwas tiefer gekerbt als ehemals. Alles andere aber ist geblieben: die humorvolle Mütterlichkeit, die ungezierte Damenhaftigkeit, die Keinheit, der Adel, die Güte. Shaw's „Candida“ ist ja im Grunde ein sublimiertes Ehebruchstück. Aber wie Frau Wohlgemuth die Candida spielt, ist es nur eine sublimierte Rechtfertigung des Begriffes der Ehe. Was sich zur Begründung und Entschuldigung dieser Einrichtung vorbringen läßt, faßt die Darstellerin aus lieblichste zur Gestalt zusammen.

Der neustudierten Vorstellung ist auch, von der Hauptdarstellerin abgesehen, fast nur Gutes nachzusagen. Herr Marr spielt den ahnungslos selbstgefälligen englischen Pfarrherrn, der erst in seiner Selbstgefälligkeit erschüttert werden muß, um die Liebe Candidas zurückzugewinnen, mit jener sonoren Ahnungslosigkeit und treuherzigen Schseligkeit, die solchen Männern eigen ist. Frau Retty und Herr Maierhofer sorgen in ihren charakteristisch ausgearbeiteten Nebenrollen für die derbere Lustigkeit; für die feinere sorgt Herr Schmidt, der seinem schüchternen Hilfsparter Will ein sehr lebensähnliches und sympathisches Gesicht aufsetzt. Der junge Dichter Marchbanks schließlich sieht in der Darstellung des Herrn Lohner äußerlich dem Maler Anselm Feuerbach ähnlich: innerlich bekennt er sich, mit einer unmittelbar überzeugenden Echtheit, zur Gegenwart. Einige Uebertreibungen abgerechnet, zu denen ihn die hier und da etwas überspizte Regie verleitet haben mag, ist auch er fast vollendet. . . . Das Akademietheater, von dem man einmal nicht gerade zu seinem Vergnügen laß, daß es „das leichtere Genre“ zu pflegen berufen sei, zeigt sich in dieser wohlabgetönten, trefflich ausgearbeiteten Aufführung der „Candida“ als das berufene Kammerpielhaus des Burgtheaters. Das sollte es öfter, nein: immer sein.